

JANE CASEY
Die Blender

Buch

Der Londoner Strafverteidiger Philip Kennford kann sich alles leisten: ein atemberaubendes, großes Haus inklusive Pool im Garten, Partys umgeben von den Reichen und Schönen der oberen Gesellschaft, einen begehbaren Kleiderschrank, der direkt von den Topdesignern aus Mailand gefüllt zu werden scheint. Doch all sein Geld kann ihm keine glückliche Ehe und erst recht kein gutes Verhältnis zu seinen Zwillingstöchtern kaufen. Und er kann sie ebenso wenig schützen: Denn eines Tages werden Frau und eine der Töchter in ihren eigenen vier Wänden brutal ermordet. Im Handumdrehen findet sich Detective Constable Maeve Kerrigan in einem Fall wieder, der in tausend Richtungen zu weisen scheint ...

Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit Katze Fred, ihrem Mann, einem Strafverteidiger, und dem gemeinsamen Sohn in London.

Von Jane Casey bereits erschienen:

Die Vermissten (37521)
Der Brandstifter (37520)
Der Ungnädige (38010)
Die Blender (38011)

Jane Casey
Die Blender

Thriller

Aus dem Englischen
von Franka Reinhart

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Last Girl« bei Ebury Press, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2014
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2012 by Jane Casey

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © bürosüd, www.buerosued.de

Umschlagmotiv: plainpicture/Ooote Boe

Redaktion: Kerstin Kubitz

Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38011-4

www.blanvalet.de

Für Áine Holland

Sie war jetzt fast eine Stunde geschwommen. Ihre Beine waren matt, und ihre Arme fühlten sich jedes Mal ganz schwer an, wenn sie aus dem Wasser in die Nachtluft auftauchten, die immer noch von der Hitze des Tages flirrte. Sie schwamm wie aufgezogen, ohne nachzudenken. Immer hin und her. Hin und her. Nichts konnte sie stoppen. Nichts konnte ihre Konzentration stören. Sie war eins mit dem Wasser; sie war selbst aus Wasser. Sie war nicht Lydia. Sie war ganz und gar abwesend.

Auf der Hälfte der nächsten Bahn ging etwas schief beim Atmen. Sie schluckte Wasser, musste husten und kam aus dem Rhythmus. Dabei bewegte sie sich auf der Stelle. Das Schwimmbecken war nicht groß. Mit zwei kurzen Zügen erreichte sie die flache Seite. Dort stemmte sie sich aus dem Wasser und stützte den Kopf in die Hände. Wieder musste sie husten und war völlig außer Puste. Nach einer Weile sah sie sich vorsichtig um und merkte, dass sie allein war.

Auf einen Schlag überkam sie totale Erschöpfung. Sie hatte es übertrieben. Aber aufzugeben wäre für sie nicht in Frage gekommen. Diese Beharrlichkeit hätte ihrem Vater bestimmt gefallen. Als sie ins Wasser gestiegen war, hatte er ihr zugewinkt. Obwohl der Pool warm war, bekam sie eine Gänsehaut. Damit er sie nicht als Weichei tadelte, war sie rasch hineingeglitten. Mit ausladenden Armbewegungen zog er seine Bahnen und wirbelte mit den Beinen reichlich Wasser auf. Trotz seines hageren Körperbaus

war seine Verdrängung erstaunlich groß – als würde seine wahre Kraft erst unter Wasser richtig erkennbar. Sie hielt sich dicht am Rand, verursachte selbst kaum Wirbel im Wasser und hatte mit seinen Wellen zu kämpfen, die ihr ins Gesicht schlugen. Ohne ein Wort verließ er nach einer Weile das Becken und schüttelte sich wie ein Hund. Im Bademantel hatte er sich auf die Bank unter den Bäumen gesetzt und eine verbotene Zigarette geraucht. Neben ihm hatte sich Mollie niedergelassen, den Kopf auf den Pfoten. Lydia nahm an, dass er sie beobachtete, scherzte sich aber nicht weiter darum. Sie hatte zu tun. Mit Zählen. Erst hundert Bahnen, dann noch einmal fünfzig, dann weitere zehn und wieder zehn und zum Schluss noch drei. Das Ziel lag bei zweihundert, aber das hatte sie nicht geschafft. Sie hatte versagt.

Im Schein der Poolbeleuchtung sah Lydias Haut fahl aus. Sie betrachtete ihre runzligen Fingerspitzen, ihre bläulich weißen, im Wasser verkürzt wirkenden Oberschenkel, die weiche, rundliche Wölbung ihres Bauches unter dem langärmeligen T-Shirt – bebend, während sie keuchend nach Atem rang. Widerlich.

Sie watete hinüber zur Treppe und griff nach dem Geländer. Sie musste sich anstrengen beim Heraussteigen. Es fühlte sich an, als wollte das Wasser sie gar nicht loslassen. Gegen die Schwerkraft anzukämpfen fiel ihr schwer, so erschöpft war sie. Auf einem Stuhl hatte sie ein Handtuch bereitgelegt, in das sie sich jetzt hüllte. Sobald der weiche Stoff ihre Haut berührte, erschauerte sie. Sie hinterließ eine nasse Spur auf dem Weg zum Haus, wo sie leise und behutsam die Klinke herunterdrückte. Eine – von ihrer Mutter aufgestellte – Regel besagte, dass man draußen am Pool duschen und sich abtrocknen musste, damit man die Küche und die makellos cremeweißen Teppiche im übr-

gen Haus nicht nass tropfte. Lydia blieb auf der Schwelle stehen, lauschte und spähte in den dunklen Raum. Sie hatte keine Lust, ihre Badesachen im Pavillon am Pool auszuziehen und auf dem langen Weg in ihr geschütztes Zimmer nackter zu sein als nötig.

Erleichtert, dass sie allein war, tappte sie durch die Küche. Der Marmorboden fühlte sich kalt an unter ihren Füßen. Auf Zehenspitzen huschte sie eilig durch den Korridor. Sie bemerkte, dass der Teppich schon nass war. Ihr Vater hatte es wahrscheinlich genauso gemacht wie sie. Um die Regeln ihrer Mutter einzuhalten, war er viel zu beschäftigt.

Die Wohnzimmertür war nur angelehnt, ein schmaler Lichtstreifen fiel in den Flur. Lydia zögerte, ehe sie ihn durchquerte, weil sie fürchtete, Aufmerksamkeit zu erregen, wenn sie zu schnell ging. Aber zu langsame Bewegungen waren auch riskant. Obwohl aus dem Zimmer kein Geräusch kam, wusste sie, dass ihre Mutter darin war – sie konnte ihre Anwesenheit spüren. Am sichersten war es, beim Vorbeigehen einfach starr geradeaus zu schauen und gar keinen Blick hineinzuworfen. Trotzdem wandte Lydia ihren Kopf kurz zur Seite und sah dabei etwas Rotes. Erst auf der Treppe begann sie sich zu fragen, was das wohl gewesen sein mochte. Was hatte diese leuchtende Farbe zu bedeuten? Das Wohnzimmer war streng in Schwarz-Weiß gehalten, und ihre Mutter trug ausschließlich neutrale Farben. Also vielleicht Laura.

Bei dem Gedanken an ihre Schwester stutzte Lydia und machte kehrt. Ihre Erschöpfung ließ ein wenig nach. Sie würde einfach einen *kurzen Blick* riskieren.

Rasch und anmutig wie ein Reh lief sie die breiten Stufen wieder hinunter, schlich zur Tür und schob sie mit angehaltenem Atem ein kleines Stück weiter auf. Nie-

mand konnte sie hören. Niemand bemerkte, dass sie da war.

Nur ein kurzer Blick.

Obwohl ihr Schreien unüberhörbar war, nahm es in diesem Moment keiner wahr. Niemand in diesem Raum würde je wieder etwas hören können.

Kapitel 1

»Das Einzige, was mir zu Wimbledon einfällt, ist Tennis«, sagte Derwent und trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad.

Ich schaute konzentriert in den Straßenatlas. »Viel mehr muss man darüber auch nicht wissen. Sauteure Wohngegend. Schickimicki. Jenseits deines Budgets. Nicht unser Revier. Und noch mindestens drei Kilometer weg, keine Ahnung, wie lange wir noch brauchen.

»Es wird grün, Kollegin. Ich fahr geradeaus.«

»Nee, lieber nicht.« Vor uns war eine schier endlose Autoschlange, die mindestens bis zur A3 reichte. Ich drehte und wendete den Atlas und versuchte verzweifelt, die richtige Straße zu finden. »Links. Wir müssen links abbiegen.«

»Bin auf der falschen Spur.« Er fuhr an und reihte sich in das vertrackte Leitsystem ohne Wendemöglichkeit ein. »Zu spät.«

»Wieso tust du denn so überheblich? Wir stecken doch gleich beide im selben Stau.«

»Klar, aber du bist schuld dran. Und deswegen kann ich prima ablästern.«

»Was kann ich denn dafür, dass du dein Navi geschrottet hast?« Mein unterkühlter Tonfall trug leider kein bisschen dazu bei, dass die Temperatur im Auto erträglicher wurde. Ich merkte, wie mir der Schweiß den Rücken hinunterlief, und rutschte genervt auf meinem Sitz herum. Die Fenster standen zwar offen, aber die Luft war stickig

und heiß, obwohl die Sonne schon vor Stunden untergegangen war. August in London, und das Wetter war unerträglich. »Da wir eh nicht vorankommen, könntest du ja vielleicht mal die Klimaanlage anschalten, oder?«

»Reine Spritverschwendung. Irgendwer muss auch an die Umwelt denken.« Er steckte den Kopf aus dem Fenster und holte euphorisch Luft. »Frische Luft ist sowieso gesünder.«

Wir standen in einer dicken Abgaswolke. »Die Luft hier ist ja wohl alles andere als frisch.«

»Genau wie meine Socken«, ließ mich Derwent wissen und schob zur Illustration einen Finger seitlich in seinen Schuh, sodass mir ein übler Schweißfußdunst entgegenwehte. Ich verzog das Gesicht und drehte mich weg, was ihn natürlich köstlich amüsierte. Aber das war mir egal.

»Wieso ist denn hier mitten in der Nacht so viel Verkehr?«

»Warum wohl? Bauarbeiten. Verengung von drei Spuren auf eine. Wir hätten hier auf keinen Fall langfahren dürfen.« Derwent fuhr an, obwohl das Auto vor uns sich kein Stück bewegte. »Ist schon fast Mitternacht. Hattest du Pläne für den Abend?«

Ich wollte eigentlich nur zeitig schlafen gehen, hütete mich aber, das Stichwort Bett zu erwähnen. Mein Kollege sprang auf jede Anspielung dieser Art an wie ein Terrier auf Rattenjagd. »Nichts Besonderes. Und du?«

»Nichts, was du hören willst, schätze ich mal.« Langer Seitenblick. »Obwohl dir da echt was entgeht.«

»Glaub ich nicht.« Ich wusste kaum etwas über sein Privatleben, aber dabei wollte ich es auch dringend belassen. Leider war er seinerseits da deutlich interessierter.

»Und, dein Freund so?«

»Was soll mit ihm sein?«

»Wartet er zu Hause?«

»Er arbeitet.« *Und mehr wirst du dazu auch nicht erfahren, nächstes Thema.*

»Dann bist du wahrscheinlich ganz froh über die Ablenkung und kommst ein bisschen raus, was?«

Der Job – endlich ein unverfängliches Thema. »Klingt nach ’nem interessanten Fall.«

»Klingt nach häuslicher Gewalt.« Derwent rieb sich den Nacken, betrachtete dann seine nasse Hand und wischte sich den Schweiß am Hosenbein ab. »Ich schwitze wie ’n Pädo auf’m Spielplatz.«

Obwohl bei ihm plumpe und anzügliche Bemerkungen an der Tagesordnung waren, schaffte er es immer noch, mich zu schockieren. Irgendwann war ich zu dem Schluss gekommen, dass er halt gewöhnungsbedürftig war und ich ein bisschen Sympathie schon noch für ihn entwickeln würde. Aber definitiv nicht heute.

»Also, wenn du da vorne nicht links abbiegst, hängen wir hier noch ewig fest.«

»Einbahnstraße.« Er legte die Arme um das Lenkrad und beugte sich nach vorn. Ich spähte ebenfalls durch die Frontscheibe und sah das entsprechende Verkehrsschild.

»So ein Mist.«

»Ich könnte das Blaulicht anwerfen.«

»Keine gute Idee«, widersprach ich reflexhaft. Es gab sehr strenge Vorschriften, wann man mit Sondersignal unterwegs sein durfte. Der Weg zur Arbeit war allerdings ganz sicher kein Notfall.

Derwent sah mich von der Seite an. Er hatte zerzauste Haare und Sonnenbrand auf dem Nasenrücken. Damit sah er in etwa aus wie ein Achtjähriger. »Wie bitte?«

»Was soll ich dazu sagen? Du hast den höheren Dienst-rang.«

»Stimmt, hab ich.« Er klang geschmeichelt. »Dann mal los. Schmeiß die Tröte an, Kollegin.«

Noch ehe die Sirene den ersten Ton von sich gegeben hatte, scherte Derwent aus unserer Spur aus und bog vorschriftswidrig ab. Das tat er so rasant, dass zeitweise nur zwei Räder Kontakt mit der Fahrbahn hatten. Ich schloss die Augen und murmelte wider Willen: »Jesus, Maria und Josef.«

»Ich liebe es, wenn du betest, Süße. Macht mich total an.«

»Konzentrier dich lieber aufs Fahren, ja?« Für riskante Manöver war eindeutig zu viel los auf der Straße. Wegen des heißen Wetters führten um diese Zeit noch viele Leute ihren Hund aus oder gingen joggen. Und die rechneten natürlich nicht damit, dass ihnen ein Zivilfahrzeug aus der falschen Richtung entgegengerast kam. Egal ob mit Blaulicht oder ohne.

Aber nichtsdestotrotz kamen wir gut voran, und Derwent bedachte mich mit einem breiten Grinsen, als er auf die Hauptstraße bog und dabei einen Linienbus zur Vollbremsung benötigte. »Schon besser, was?«

»Zumindest besser, als im Stau zu stehen«, gab ich zu.

Er schüttelte den Kopf. »Du kriegst es nicht über die Lippen, was? ›Ich hab mich getäuscht. Du hattest Recht, Josh. Ich sollte immer auf dich hören.«

»Du hast Recht, Josh. Das krieg ich echt nicht hin. Nach dieser Ampel rechts.«

»Den Berg hoch«, versicherte sich Josh.

»Genau da lang.«

In höhere Gefilde also. Hinauf in die exklusiven Sphären des Wimbledon Village – einer vornehmen kleinen Enklave mit teuren Boutiquen, Feinkostläden, Galerien und Cafés, die den Geschmack der Anwohner und deren

offensichtlichen Drang bedienten, mein komplettes Jahreseinkommen in Krimskrams und Cappuccino umzusetzen. Dorthin, wo die Villen einzeln standen, zurückgesetzt von der Straße und etliche Millionen wert. Überall rankte üppiges Grün – es war eine völlig andere Welt als meine Wohngegend, obwohl Luftlinie nur wenige Kilometer entfernt.

Derwent achtete kaum auf die Straße, beugte sich ungehemmt auf meine Seite und stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Jetzt guck dir das mal an!«

»Das Haus?« Es war eine weiß getünchte Villa mit dekorativ getrimmten Eibenbüschen links und rechts vom Eingang.

»Der Aston Martin, Kollegin. Die Hütte ist mir doch schnurzipieegal.«

»Ob hier irgendein Fußballer residiert?«

»Kann sein. Auf jeden Fall jemand, der ein paar hundert Riesen für 'nen Schlitten übrig hat. Hab ich in der Autosendung *Top Gear* gesehen. Geiles Teil, aber echt.«

Er kroch jetzt im Schneckentempo dicht an der Bordsteinkante entlang und starrte den Wagen an. Laut hupend, überholte uns ein BMW, woraufhin Derwent gedankenverloren die Hand hob.

»Die rufen noch die Polizei, wenn du nicht aufpasst. Jetzt hör doch mal auf, so zu glotzen.«

»Dieses Auto oder eine Nacht mit Angelina Jolie. Keine Ahnung, wie ich mich da entscheiden sollte.«

»Mach dir mal keine Gedanken. Vor dieser Frage wirst du in den nächsten Jahren vermutlich nicht stehen.«

»Angelina würde das verstehen«, erklärte er voller Überzeugung. »Ihr würde es genauso gehen.« Er sah mich skeptisch an. »Du kapiert das nicht, oder? Für dich ist das einfach nur ein Auto, stimmt's?«

»Es ist ein Gefährt, das einen von A nach B bringt. Optisch ist die Kiste, in der wir gerade sitzen, vielleicht nicht ganz so ansprechend, aber das kann sie auch. Auf jeden Fall würde ich B sehr gerne erreichen, bevor die Spurensicherung und der Chef Feierabend machen.«

»Ui, der Chef. Warum sagst du das denn nicht gleich? Da wollen wir uns mal lieber ein bisschen beeilen.« Derwent gab mit quietschenden Reifen Gas und hinterließ eine eindrucksvolle Gummispur auf der Straße.

Ich ignorierte sowohl den Sarkasmus als auch die Stuntshow und sagte nichts weiter, außer um ihn durch die schmalen, von Bäumen gesäumten Straßen zu lotsen, bis wir schließlich vor dem weißen Schlagbaum standen, der den Endsleigh Drive von der übrigen Umgebung abtrennte.

»Sackgasse, Einfahrt nur für Bewohner. Also muss der Täter zu Fuß gekommen sein.«

»Oder es war ein Nachbar.«

Derwent runzelte die Stirn. »Bisschen heftig für einen Streit über den Gartenzaun.« Er hielt seinen Dienstausweis aus dem Fenster, damit uns der Beamte an der Absperrung einordnen konnte.

»Sechs Häuser, allesamt eingezäunt. Hohe Hecken.« Von den meisten Gebäuden konnte ich nicht viel mehr als das Dach erkennen. »Da hat bestimmt keiner was gesehen. Aber vielleicht war was zu hören. Hier ist es sicher meistens ziemlich still.«

»Im Gegensatz zu jetzt.«

»Stimmt.« Wir passierten die Absperrung, vorbei an den Gaffern in kurzen Hosen und T-Shirts und mit der üblichen Mischung aus Entsetzen und Neugier im Gesicht. Gespannt starrten sie in unser Auto, und ich starrte zurück. Dabei fing ich den Blick eines Mannes in mittle-

ren Jahren auf, der eine teure Uhr und ein schmutzdeliges Polohemd trug. Außerdem bemerkte ich einen jungen Mann, der sich das Basecap tief ins Gesicht gezogen hatte. Im nächsten Augenblick waren wir schon an ihnen vorbei und sahen die Blaulichter der Einsatzwagen, die Transporter der Spurensicherung und die erste Vorhut der Journalistenmeute. Es hätte mich ernstlich verblüfft, sie nicht zu sehen – immerhin schafften sie es in der Regel weit vor mir zum Tatort, egal wie früh ich dort auftauchte. Und dieser Fall war ein gefundenes Fressen für sie. Wenn ich selbst durch die Nachrichtensendungen flimmerte, fand ich das schon lange nicht mehr spannend, obwohl es das Einzige war, was meine Mutter über meine Berufswahl hinwegtrösten konnte. Ich fuhr mir mit der Hand durchs Haar und ärgerte mich über meine Eitelkeit, da die schwüle Hitze das übliche Desaster noch verschlimmert hatte. Ich konnte Mums Vorwürfe schon förmlich hören: *Kannst du dir nicht ein einziges Mal die Haare machen, bevor du aus dem Haus gehst, Maeve? Wenigstens einmal durchkämmen – so viel Zeit wirst du ja wohl haben ...*

Beide Straßenseiten waren schon komplett zugeparkt, aber Derwent weigerte sich zu wenden.

»Sind doch nur ein paar Schritte. Immerhin läufst du Marathon, so träge kannst du also gar nicht sein.«

»Das Laufen ist mir doch egal. Ich hab nur was dagegen, wenn jemand nicht weiß, dass ich ein hohes Tier bei der Polizei bin.« Er stellte das Auto schließlich quer vor einem Wagen ab, der, wie ich wusste, dem Rechtsmediziner Dr. Hanshaw gehörte.

»Das wird Glen aber gar nicht gut finden.«

»Glen hat hier bestimmt noch eine Weile zu tun. Und außerdem kann er mich mal.« Derwent stieg aus und

streckte sich. Dabei wurde ein Schweißfleck sichtbar, der sich über seinen gesamten Rücken erstreckte, sodass der Stoff an seinem – zugegeben eindrucksvoll muskulösen – Oberkörper klebte. Ich zupfte mein Oberteil zurecht, weil es dort, wo es auf meiner Haut haftete, unangenehm transparent wurde. Die Hitze legte sich wie ein warmer Mantel um mich. Ich verzog das Gesicht und bückte mich nach meiner Wasserflasche, die ich im Fußraum deponiert hatte. Sie fühlte sich verdächtig leicht an und war tatsächlich bis auf den letzten Tropfen leer.

Ich starrte sie an, bis Derwent sich zu mir herunterbeugte. »Wie sieht's aus mit Aussteigen?«

»Sag mal, hast du mein Wasser getrunken?«

»Was?«

»Meine Wasserflasche war noch halbvoll. Hast du sie ausgetrunken?«

»Halluzinierst du jetzt, oder was? Das warst du selbst.«

»Red doch keinen Scheiß.«

»Glaub's mir, ich hab's gesehen.«

Obwohl ich genau wusste, dass das nicht stimmte, zögerte ich und zweifelte einen Moment lang an mir selbst. Er klang total selbstsicher – was aber normalerweise ein untrügliches Zeichen dafür war, dass er log. Wie zur Bestätigung verzog er das Gesicht zu einem breiten, hämischen Grinsen.

»Los, komm schon, wir müssen.«

Obwohl mein Respekt vor Derwent inzwischen erheblich gelitten hatte, vermied ich es dennoch, ihm zu widersprechen. Das lag aber keineswegs daran, dass er mich einschüchterte, sondern an seinem höheren Dienstrang. Dagegen kam ich zum einen nicht an, und zum anderen war er viel zu rechthaberisch. Daher warf ich die leere Flasche nur verärgert auf den Rücksitz und knallte die

Beifahrertür so heftig zu, wie ich konnte. Derwent ging voran, und wir kamen an zwei Beamten vorbei, die in ihrer Einsatzmontur schrecklich schwitzten; sie hatten mein vollstes Mitgefühl. Glücklicherweise hatte ich selbst nur einen Ausrüstungsgürtel über der Schulter hängen. Das war einer der Vorteile, wenn man bei der Kripo war. Da ich normalerweise nicht an Razzien oder sonstigen potenziell gefährlichen Einsätzen teilnahm, hatte ich schon ewig keine Schutzkleidung mehr getragen. Besonders frustrierend war es für die uniformierten Kollegen, wenn gar kein Anlass bestand. Was auch immer sich Gewaltsames im Endsleigh Drive Nr. 4 zugetragen hatte – die Gefahr war schon seit Stunden vorbei.

Hinter den Sichtschutzplanen mussten wir erst einmal unsere Schuhe aus- und Papieroveralls anziehen, um den Tatort nicht zu kontaminieren. Eine zusätzliche Kleidungsschicht konnte ich so gar nicht gebrauchen, stieg also genervt und verschwitzt hinein.

»Was wissen wir über die Opfer?«

»Mutter und Tochter. Vita und Laura Kennford. Vita war 49 und Laura 15.« Derwent trug die Fakten aus dem Kopf vor. Er war viel mehr Profi, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Seine frauenfeindliche Schroffheit war zwar leider ziemlich dominant, aber darüber hinaus hatte er einen messerscharfen Verstand und gab im Job vollen Einsatz.

»Sie wurden also erstochen?«

»Das weißt du doch genauso gut wie ich.« Er grinste mich verschlagen an. »Du versuchst jetzt aber nicht, das hier künstlich in die Länge zu ziehen, oder? Irgendwelche Vorwände zu suchen, um so lange hier draußen zu bleiben, bis sie die Leichen abtransportiert haben und die Bude aufgeräumt ist?«

»türlich nicht. Wie kommst du denn auf so was?«

»Weil du dir vielleicht selbst nicht übern Weg traust?«

Das Schlimme daran war: So sehr daneben lag er gar nicht. Es war mir unangenehm, dass er das bemerkt hatte. Obwohl ich seit meinem Wechsel zu Godleys Team schon so viele Tote gesehen hatte, dass ich mich langsam an ihren Anblick gewöhnen musste, fiel es mir nach wie vor nicht leicht. Dabei machten mir nicht mal das viele Blut, herausquellende Organe, überall verteilte Gehirnmasse oder Verwesungsgeruch besonders zu schaffen – obwohl all das auch bei wesentlich erfahreneren Kollegen Übelkeit auslöste. Es war die blanke Gewalt, die mich sprachlos machte. Dieser abartige Drang, einen anderen Menschen zu zerstören und es auch tatsächlich zu tun. Tagtäglich hatten wir es mit skrupellosen Taten zu tun, die allesamt vollkommen sinnlos waren. Und wir konnten nichts anderes tun, als die Verantwortlichen hinter Gitter zu bringen, wenn wir sie denn zu fassen bekamen. Ich war nie eine Anhängerin der Todesstrafe gewesen, doch wenn es um ermordete Kinder ging, empfand ich Freiheitsentzug schon als ziemlich milde Strafe dafür.

Aber Derwent wartete immer noch auf eine Antwort, und so straffte ich mich. »Ich weiß schon, dass du mich für eine Mimose hältst, aber da hast du dich getäuscht.«

»Klar, beinhart bist du. Wissen wir doch.« Er nahm mich am Arm und lotste mich durch das Schutzzelt hindurch und die Eingangstreppe hinauf. »Na dann mal los, stell dich deinen Ängsten.«

Im Inneren des Hauses suchte ich mitten im üblichen organisierten Chaos aus Kriminaltechnikern und Polizeibeamten nach Hinweisen darauf, was sich hier abgespielt hatte. Der Flur war riesig und hatte eine hohe Decke, in dessen Mitte ein sehr moderner Kronleuchter hing. Er be-

stand aus rautenförmigen, strukturierten Glasteilen, die in den verschiedensten Winkeln zusammengefügt waren. Eine breite Treppe führte hinauf zu einer offenen Galerie, von der mehrere Räume abgingen. Alle Türen waren geschlossen. Ich nahm an, dass es Schlafräume und Badezimmer waren. Von meinem Standort aus konnte ich nichts Entscheidendes erkennen. Im Flur stand kein einziges Möbelstück. Zu beiden Seiten befand sich lediglich jeweils eine Flügeltür und ganz hinten eine Glastür. Der einzige Farbtupfer war ein Wandteppich neben der Treppe, schätzungsweise zwei mal drei Meter groß – sehr abstrakt in Grau und Orange gehalten.

Abgesehen davon – und von den roten Spuren auf dem cremeweißen Teppich – gab es nichts Farbiges. Das Blut sah im Schein des Kronleuchters immer noch grellrot aus und war noch nicht bräunlich geworden. Ganz frisch also. Hinter diesem Anblick verbarg sich eine Geschichte, ein Geschehen, das von Spezialisten entschlüsselt werden musste. Aber ich kam nicht umhin, mir selbst einen Reim darauf zu machen. Im Flur waren, von rechts kommend, Fußspuren zu sehen, die in Richtung der hinteren Tür schwächer wurden. An manchen Stellen waren Wasser und Blut miteinander in Berührung gekommen und ineinander verlaufen. Dann führten die Spuren in Richtung Eingangstür und wurden nochmals schwächer. Auf der Treppe gab es ebenfalls Schmutzflecken. Offenbar hatte jemand in großer Eile immer zwei oder drei Stufen auf einmal genommen. Eine Mitarbeiterin der Spurensicherung kauerte auf der fünften Stufe von oben, besah sich etwas ganz genau und verstaute es in einem Briefumschlag. Hochkonzentriert zog sie dann einen Klebestreifen vom Teppich ab. Spurenmaterial. Davon gab es hier sicher reichlich.

Durch die rechte Tür nahm ich Gemurmel und Kamerablitzlicht wahr. Derwent ging darauf zu, blieb jedoch stehen, als jemand seinen Namen sagte. Wir drehten wir uns beide um und sahen Superintendent Godley mit verbissenem Blick durch die gegenüberliegende Tür kommen. Seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er beim Friseur gewesen und hatte sich das silbergraue Haar schneiden lassen, sodass rings um den Haaransatz ein weißer Streifen zu sehen war. Er war gerade aus dem Segelurlaub in Kroatien gekommen, und in seinem gebräunten Gesicht leuchteten die Zähne auffallend weiß und die Augen besonders blau. Doch im Moment sah er kein bisschen entspannt aus. Missbilligend kniff er die Augen zusammen.

»Ihr habt euch ja mächtig Zeit gelassen.«

»Es war Stau. Wir sind so schnell hergekommen, wie wir konnten«, erklärte ich ein bisschen devoter als beabsichtigt.

Derwent zuckte die Schultern. »Jetzt sind wir ja hier. Was gibt's denn?«

»Sagt dir der Name Philip Kennford was?«, fragte Godley mit gedämpfter Stimme.

»Kennford wie der Strafverteidiger? Königlicher Kronanwalt? Dieser Kennford?«

»Du hast's erfasst.«

Derwent stieß einen Pfiff aus. »Das ist *sein* Haus? Scheint ja verdammt lukrativ zu sein, Kriminelle vor Gericht rauszuboxen, was?«

»Muss man ihn kennen?«

Der Inspector drehte sich zu mir um und sah mich entgeistert an. »Jetzt sag bloß, der ist dir noch nie über den Weg gelaufen.«

»Ich arbeite noch nicht allzu lange in diesem Job«, ver-

teidigte ich mich. »Bisher wurden erst wenige von meinen Fällen vor Gericht verhandelt.«

»Aber den Namen wirst du ja wohl schon mal gehört haben.«

»Kann sein. Irgendwo am Rande.«

»Erinnerst du dich vielleicht ›irgendwo am Rande‹ noch an den Würger von Catford? Dieser Irre, der Frauen in ihrer Wohnung vergewaltigt und ermordet hat? Achtmal hat er zugeschlagen, bevor er erwischt wurde.«

Ich ignorierte den ironischen Unterton, den Derwent angeschlagen hatte, denn diesen Fall kannte ich natürlich. »Weil sein Sohn wegen schwerer Körperverletzung festgenommen wurde und bei der DNA-Überprüfung herauskam, dass er mit dem Mörder verwandt sein musste.«

»Genau, die DNA hatten sie aus dem Körper eines Opfers, und sie passte weitgehend zu der des Sohnes. Da man von einer engen Verwandtschaft ausgehen konnte, musste man nur noch die Familie durchgehen, um den Täter zu finden. Damals wurden nur bei einer einzigen Leiche DNA-Spuren gefunden und selbst die nur in ganz geringer Konzentration, weil er sonst immer Kondome benutzt hatte. Beim letzten Mordopfer konnte er sich vielleicht nicht mehr beherrschen, es auch mal ungeschützt zu machen – oder er dachte, er könnte es riskieren. Offenbar hat er sich sicher gefühlt, weil ihm bis dahin keiner auf die Schliche gekommen war. Peter Harbold hieß der Kerl, Buchhalter von Beruf und ein ehrbarer Bürger, dem man so was nie und nimmer zugetraut hätte. Und ein perverses Ekel, wie wir feststellen mussten.«

»Bitte mäßige dich«, warnte ihn Godley und sah sich besorgt um. »Kennford ist da drin.«

»Ist mir doch egal, wenn er hört, was ich von seinem Mandanten halte«, gab Derwent zurück. »Interessiert

mich nicht die Bohne, wenn er mitkriegt, was ich von der Verteidigung halte, die für ihn 'nen Freispruch rausgeholt hat.«

»Der wurde freigesprochen?« Daran konnte ich mich gar nicht mehr erinnern.

»So ist es. Laut Kennford war die DNA-Probe nicht ordnungsgemäß entnommen worden. Er hat einen Experten angeschleppt, der ihm bescheinigt hat, dass sie vor der Analyse verfälscht worden sein könnte und daher nicht zuverlässig ist. Und da Harbold seine Spuren ansonsten ziemlich geschickt verwischt hat, blieben nur noch Indizien übrig. Kein Geständnis, überzeugend im Kreuzverhör, null Vorstrafen. Die Geschworenen wollten ihn partout nicht verurteilen, obwohl der Richter ein deutliches Votum ausgesprochen hat. Es stand 50:50. Auf der einen Seite nur Idioten, auf der anderen die anständigen Leute. Die Staatsanwaltschaft wollte eine Wiederaufnahme, was der Richter aber abgelehnt hat. Ohne neue Beweise keine Aussicht auf Erfolg, und die gab es halt nicht.«

»Bist du denn sicher, dass sie falsch entschieden haben?«, fragte ich, weil es mich wirklich interessierte. Ich wusste zwar, dass Derwent nicht viel von der Justiz hielt, aber diesmal war er besonders verbittert.

»Ich kannte den Kollegen, der den Fall bearbeitet hat. Ist ein Kumpel von mir. Der war sich total sicher, hat aber bei den Vernehmungen aus Harbold nichts rausgekriegt. Der Kerl hatte auf alles eine Antwort. War perfekt vorbereitet. Alles aalglatt.«

Ich nickte. Solche Vernehmungen kannte ich. Wer unschuldig war, wirkte angespannt, antwortete ausschweifend und langatmig und machte möglichst konstruktive Angaben. Dem war seine Nervosität deutlich anzumer-

ken. Leute, die etwas zu verbergen hatten, traten dagegen in der Regel recht souverän auf.

»Man kann Kennford doch nicht vorwerfen, dass er seine Arbeit gemacht hat«, widersprach Godley. »Außerdem ist er in dem Fall jetzt ein Geschädigter.«

»Oder ein Verdächtiger.«

»Von mir aus, Josh. Aber du solltest erst mal mit ihm reden, ehe du voreilige Schlüsse ziehst.«

»Na schön. Dann wollen wir ihn uns mal vornehmen.«

»Zuerst die Tatorte.« Godley ging voraus. »Ich will, dass ihr euch zuerst ein Bild davon macht, damit ihr die richtigen Fragen stellen könnt.«

»Es gibt mehrere? Dann wurden sie gar nicht im selben Raum getötet?«, erkundigte ich mich.

»Doch, Vita und Laura sind hier drin gestorben.« Godley drückte die Tür auf. »Aber nicht nur sie wurden angegriffen.«

Ich hörte dem Superintendent schon gar nicht mehr richtig zu, sondern konzentrierte mich voll und ganz auf das Zimmer. Ich sah mich genau um und versuchte das Vorher und Nachher, Ordnung und Unordnung, Leben und Tod zu erfassen. Die unterkühlte Perfektion, die mir schon im Flur aufgefallen war, fand sich auch hier wieder: blasse Farben, und abgesehen von den Gemälden an den Wänden keinerlei Deko. Der Raum war sehr groß und nur sparsam möbliert – ein paar Designerstühle, die jedoch nicht wie Sitzgelegenheiten aussahen, sondern eher wie Kunstwerke, schwarze Lacktische links und rechts vom Kamin, Lampen aus Chrom und Glas. Alles sehr schick, edel und für meinen Geschmack viel zu gestylt – nun allerdings komplett ruiniert. Am Kamin standen sich zwei kantige Riesensofas gegenüber, von denen eines völlig verschoben war. Die Kissen lagen auf dem

Boden verstreut. Davor, auf dem blutgetränkten Teppich, befand sich eine Leiche. Sie lag auf dem Rücken, der Kopf war zur Seite gekippt, sodass ihr leerer Blick zu dem mit Blutspritzern bedeckten Kamin gerichtet war. Obwohl ihre Beine gespreizt waren – eins lag zum Sofa hochgestreckt – sah ihre Kleidung unversehrt aus. Ihre Körperhaltung wirkte, als hätte sie es sich zuvor auf dem Sofa bequem gemacht und wäre infolge des Angriffs heruntergestürzt und dann so liegen geblieben. Ihr Kopf war so stark weggedreht, dass ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte, aber aus der engen Jeans und dem Spaghettitop schloss ich, dass es vermutlich das jüngere der beiden Opfer war. Laura. Man hatte Laura offenkundig die Kehle durchgeschnitten, bis hinunter auf den Knochen. Der Mörder hatte sie damit nahezu enthauptet. Ihr Haar war blutverkrustet, ihre Kleidung blutgetränkt – sie war einen grausamen Tod gestorben. Mit fünfzehn. Ich musste schlucken und wandte den Blick ab, auf der Suche nach der zweiten Toten.

Sie lag am anderen Ende des Raumes, wo das Chaos am größten war. Vita war weiter gekommen als ihre Tochter und hatte möglicherweise versucht, durch die bodentiefe Fenster in den Garten zu fliehen. Auf einer Seite war die Gardinenstange heruntergerissen, und der schwere Seidenvorhang lag verknittert unter der Leiche. Ich ging auf sie zu und beugte mich zur ihr hinunter. An Laura war nur eine einzige Verletzung erkennbar gewesen, doch bei Vita sah das ganz anders aus. Ihr Körper wies zahlreiche Hieb- und Stichwunden auf, die Dr. Hanshaw bereits minutiös dokumentierte. Soweit ich erkennen konnte, war Vita schlank und hatte einen blonden Kurzhaarschnitt. Ihre Leinenhose und das Oberteil aus Seide waren ursprünglich weiß gewesen. Ein Schuh lag direkt neben mir.

Ich bückte mich und sah ihn mir genauer an. Es war ein hellbrauner Slipper aus Veloursleder mit einer goldenen Zierschnalle. Es überraschte mich wenig, als ich daran den Markennamen Gucci las.

»Blut.« Derwent rümpfte die Nase. »Sieht ja aus wie beim Schlachter.«

Bis dahin hatte ich versucht, den Geruch so gut es ging zu ignorieren, obwohl er sehr intensiv war – eigentlich untypisch für frisches Blut. Aber der ganze Raum war förmlich davon durchtränkt. Eine Spur aus Blutropfen und kleinen Lachen zog sich von Lauras Leiche bis zu der Stelle, wo Vita lag. Ein Tisch war umgekippt, und die Lampe, die darauf gestanden hatte, strahlte die gegenüberliegende Wand an, wo ebenfalls Blutspritzer prangten. Der Fuß der Lampe war zerbrochen, sodass lauter Porzellanscherben auf dem Fußboden lagen. Vita hatte mit aller Kraft um ihr Leben gekämpft, aber dennoch verloren.

Derwent schlenderte unterdessen im Zimmer umher, piffte vor sich hin und inspizierte die Einrichtung, wobei er eher wie ein potenzieller Hauskäufer wirkte. Godley winkte Hanshaw herbei und außerdem noch Kev Cox, einen unserer leitenden Spurensicherer. »Lass uns mal durchgehen, was hier vorgefallen ist. Josh, komm auch mit her. Ich will, dass du gleich mit zuhörst.«

Als Derwent herangepfiffen wurde wie ein unartiger Hund, musste ich mir ein Grinsen verkneifen. Aber das gelang mir wohl nicht allzu überzeugend.

»Warum fragst du nicht Kollegin Kerrigan, was sie vermutet?« Feixend kam Derwent auf uns zugeschlendert. »Bin gespannt, was sie dazu zu sagen hat.«

»Finde ich ein bisschen unfair«, widersprach Godley freundlich.

»Ist doch eine prima Lehrstunde für sie. Dann kriegt sie

gleich mit, was sie noch nicht weiß. Und Kev und Glen können ihr erklären, wie wichtig es ist, ihre Meinung zu hören, statt selbst voreilige Schlüsse zu ziehen.«

»Auch wenn ich noch nicht allzu viel Berufserfahrung habe, würde ich nie auf die Idee kommen, die Meinungen der Experten zu ignorieren.« An Godley gewandt fügte ich hinzu: »Ich möchte niemandem die Zeit stehlen.«

»Also, ich hab nichts dagegen.« Kev gehörte zu den nettesten Menschen, die ich kannte, und wollte einfach nur höflich sein. Hanshaw allerdings ...

»Wenn du die analytischen Fähigkeiten deiner Mitarbeiter testen willst, nur zu.« Der Rechtsmediziner verschränkte die Arme. »Wird bestimmt interessant.«

Plötzlich waren alle Blicke auf mich gerichtet. Panik stieg in mir auf, und ich musste schlucken. Mein Mund war durch den Flüssigkeitsmangel immer noch ganz trocken, und meine hämmernden Kopfschmerzen nahmen weiter zu. Ich zwang mich zur Konzentration. *Bloß keine Angst zeigen.* »Gut. Ich muss aber darauf hinweisen, dass ich gerade erst hereingekommen bin und noch keine Gelegenheit hatte, mir die Leichen genauer anzusehen.«

»In Ordnung.« Godley nickte mir aufmunternd zu. Derwent sah ich lieber nicht an.

»Also, es muss alles sehr schnell gegangen sein. Keins der Opfer hatte genug Zeit, um den Raum zu verlassen, obwohl zwei Ausgänge zur Verfügung standen. Das könnte darauf hindeuten, dass es zwei Täter waren, obwohl ich es trotzdem nicht für ausgeschlossen halte, dass es nur einer war.«

»Wer war das erste Opfer?«, wollte Godley wissen.

»Laura. Sie hatte nicht mal Zeit, vom Sofa aufzustehen, als sie angegriffen wurde. Ich vermute, der Mörder hat ihr von hinten die Kehle durchgeschnitten.« Ich sah hinüber

zum Sofa und überlegte. »Vita stand bei dem Angriff auf ihre Tochter hinter dem anderen Sofa.«

»Woraus reimst du dir denn das zusammen?«, fragte Derwent höchst skeptisch.

»Sie ist zur ihrer Tochter hingernnt. Der Stuhl da ist nach vorn umgekippt, weil er ihr im Weg stand. Hätte ihn der Mörder umgeworfen, als er Vita attackieren wollte, würde er auf der Lehne liegen.« Ich trat nach vorn und stellte mich zu Lauras Füßen. »Vita stand hier und hat mit dem Täter gerungen. Offenbar war ihr klar, dass sie Laura nicht mehr helfen konnte, nachdem sie ihre Verletzung aus der Nähe gesehen hatte. Sie wusste, dass auch ihr Leben in Gefahr war. Hier findet sich Blut, das vom Messer weggespritzt ist. Das lässt auf mehrere Bewegungen mit einer blutigen Klinge schließen, während Laura meiner Einschätzung nach mit einem einzigen Schnitt getötet wurde. Das dabei verwendete Werkzeug muss außerordentlich scharf gewesen sein.«

»Streng genommen waren es zwei Schnitte«, warf Hanshaw ein. »Aber Sie haben Recht. Die Schneide war extrem scharf, und jeder Hieb für sich war tödlich.«

»Vita gelang es dann, vor dem Mörder wegzulaufen. Dabei verlor sie einen Schuh hier und den anderen drüben am Fenster. Zu diesem Zeitpunkt war sie offenbar schon schwer verletzt, denn sie hat viel Blut verloren. Vermutlich hat sie sich am Vorhang festgehalten.« Wieder überlegte ich. »Oder sie hat versucht, sich damit vor der Klinge zu schützen.«

»Der Stoff weist tatsächlich Schlitze auf«, nickte Kev angetan.

»Die Türen dort waren offensichtlich verschlossen, denn ansonsten hätte sie ja diesen Fluchtweg nehmen können. Ich kann mir vorstellen, dass Philip Kennford

ein ziemlicher Sicherheitsfanatiker ist, schließlich kennt er sich ja von Berufs wegen bestens mit Kriminellen aus. Im Flur neben der Eingangstür gibt es ein Bedienfeld für eine Alarmanlage, und das Tor an der Einfahrt zum Grundstück wird elektrisch betrieben und ist mit einer Gegensprechanlage versehen. Ich schätze mal, diese Türen sind permanent abgeschlossen, und der Schlüssel liegt hier irgendwo im Safe.« An Kev gewandt fragte ich: »Gibt es Schäden an der Eingangstür? Oder an anderen Türen oder Fenstern?«

»Keinerlei Einbruchspuren. Die Hintertür zur Küche stand offen, aber die andere Tochter war ja draußen im Garten zum Schwimmen. Wenn durch diese Tür jemand ins Haus gekommen wäre, müsste sie es bemerkt haben.«

»Die andere Tochter?«, hakte Derwent nach.

»Lauras Zwillingsschwester«, erklärte Godley. »Sie heißt Lydia.«

»Wieso geht die denn mitten in der Nacht schwimmen?«

»Das kannst du sie gleich selbst fragen.« Doch dann besann sich Godley. »Wenn ich es mir recht überlege, lassen wir das mal lieber. Ihre Verfassung ist im Moment nicht dazu angetan, jemanden wie dich zu ertragen.«

»Ich weiß gar nicht, was das heißen soll«, grinste Derwent. Er sonnte sich gern in seinem schlechten Ruf, den er sich auch redlich verdient hatte.

»Tja, wenn es kein Einbruch war, dann bleiben ja nur noch zwei Varianten übrig«, konstatierte ich. »Jemand hat den Mörder ins Haus gelassen ...«

»Oder er war schon drin«, beendete Derwent meinen Satz.

»Das war's erst mal von meiner Seite«, sagte ich und schaute zu Godley. »Was hab ich übersehen?«

»Was sich vor dem Angriff abgespielt hat. Und was danach passiert ist.«

»Ich konnte mich im Haus noch nicht weiter umsehen.«

»In Ordnung. Soll ja kein Ratespiel werden.« Erwartungsvoll schaute er in die Runde. »Und, wie hat sie sich geschlagen?«

»Nicht übel – für eine Polizistin.« Hanshaw war eher von der bissigen als von der herzlichen Sorte. Aber Kev nickte anerkennend, und Godley lächelte mich freundlich an. Mich überkam ein wohlig warmer Schauer, der nichts mit dem Wetter zu tun hatte. Zumindest so lange, bis ich Derwents Blick auffing und daran erinnert wurde, dass der Inspektor es gar nicht schätzte, wenn jüngere Kollegen allzu pfiffig waren. Reflexartig wollte ich eine unterwürfige Miene aufsetzen, unterdrückte diesen Impuls jedoch und imitierte stattdessen Derwents eisigen Gesichtsausdruck, so gut ich konnte. *Da wolltest du mich mal so richtig blamieren, was? Schade eigentlich, dass ich cleverer bin, als du dachtest. Beim nächsten Mal musst du dich schon ein bisschen mehr anstrengen – oder es am besten gar nicht erst versuchen.*

Godley ging wieder zur Tagesordnung über. »Gut. Jetzt zu den Details, Glen. Was war die Mordwaffe?«

»Die Klinge war recht groß. So etwas wie eine Machete oder ein Profi-Küchenmesser. Ohne Wellenschliff. Vitas Verletzungen wurden ihr ausnahmslos damit zugefügt. Der Mörder ist ihr also nicht besonders nahe gekommen, sodass ich nicht auf DNA-Spuren unter ihren Fingernägeln hoffe. An beiden Händen und Handgelenken liegen Abwehrverletzungen vor, mehrere Sehnen sind beschädigt. Drei bis vier der Wunden hätten schon ausgereicht; welche von ihnen die tödliche war, muss ich noch

klären. Da das Blut nur langsam in ihre Brusthöhle gesickert ist, konnte sie sich vor ihrem Tod noch eine Zeitlang wehren.«

»Also, nach wem suchen wir?«

»Der Mörder hat nicht lange gefackelt. Der Gesuchte hat Kraft und ist vermutlich recht groß. Rechtshänder. Gewalttätig, wie man sieht. Beim ersten Opfer ist die Kehle bis zur Wirbelsäule durchtrennt. Das sieht man nicht allzu oft. Aber es gibt keinerlei sexuelle Komponente, es sei denn, der Mörder steht auf Schlitzern. Er oder sie ist bei den Opfern ganz unterschiedlich vorgegangen, das kann eine Bedeutung haben, muss es aber nicht. Bei Opfer Nummer eins hat er kurzen Prozess gemacht. Opfer Nummer zwei hat sich gewehrt, das ist vermutlich auch der Grund für ihre zahlreichen Verletzungen.«

»Oder der Täter wollte sich bei Vita mehr Zeit lassen. Sonst noch was?«

»Erst nach den Obduktionen. Ich kümmere mich gleich als Erstes morgen früh darum.«

»Ich komme mit dazu.« Godley versuchte bei Obduktionen immer anwesend zu sein. Ich hielt mich lieber an den Obduktionsbericht hinterher. Die nüchternen Beschreibungen dessen zu lesen, was den Opfern zugestoßen war, fand ich weniger verstörend, als sämtliche blutigen Details mit eigenen Augen zu sehen.

»Von mir aus können die Leichen jetzt abgeholt werden«, befand Hanshaw und fing an zusammenzupacken.

»Bis dahin sind die Jungs hier drin auch fertig. Sobald die beiden bedauernswerten Damen abtransportiert sind, schicke ich meine Leute noch mal rein, um sicherzugehen, dass wir dort, wo sie lagen, nichts übersehen haben.«

Erst da bemerkte ich, dass die Kollegen von der Spurensicherung während unseres Gesprächs ihre Arbeit be-

endet hatten und wie in Papier gehüllte Gespenster den Raum verließen. Kev ging ebenfalls in Richtung Tür.

»Wenn wir hier durch sind, schau ich jetzt mal oben nach, wie es da vorangeht.«

»Geht klar, Kev. Sag uns Bescheid, wenn ihr fertig seid.« Godley wartete, bis er den Raum verlassen hatte und wir mit den Leichen allein zurückblieben. »Also?«

»Laura ist gar nicht erst aufgestanden«, sagte ich leise. »Sie wusste nicht einmal, dass sie in Gefahr war. Entweder kannte sie den Täter oder sie hatte keine Angst vor ihm.«

»Du kennst Philip Kennford ja«, sagte Derwent zu Godley. »Was hältst du von ihm?«

»Er käme schon als Tatverdächtiger in Frage. Wenn er kein Alibi hätte.«

»Und das wäre?«

»Als die ersten Kollegen hier ankamen, lag er in seinem Schlafzimmer – und zwar bewusstlos. Er wurde ebenfalls attackiert. Wenn ihr rausfindet, wie er sich selbst zusammengeschlagen hat, könnt ihr ihn ganz oben auf die Liste der Verdächtigen setzen.« Godley zuckte die Schultern. »Ansonsten ist er erst mal raus.«

Derwent runzelte nachdenklich die Stirn. Er öffnete den Mund, doch was er sagen wollte, blieb unausgesprochen, denn draußen im Flur bekam Glen Hanshaw gerade einen veritablen Tobsuchtsanfall.

»Irgendein Affenarsch hat mich draußen zugeparkt. Kann der mit dem blauen Honda vielleicht mal seine Scheißkiste wegschaffen? Wenn die nicht in fünf Sekunden verschwunden ist, ramme ich mir den Weg frei.«

»Ups.« Derwents Gesichtsausdruck ließ sich am besten mit rotzfrech beschreiben.

Godley zog die Augenbrauen hoch. »Warst du das?«

»Sonst war nirgends was frei.« In aller Ruhe schlen-

derte er zur Tür und fischte den Schlüssel aus der Tasche. »Da sollte ich wohl mal lieber ... Wie lange hab ich noch?«

»Du bist längst überfällig. An deiner Stelle würde ich mich lieber beeilen. Glen kennt alle Tricks, wie man jemanden um die Ecke bringt, ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Oh, jetzt krieg ich aber Angst.« Derwent ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen, und kurz darauf hörte ich ihn in aller Unschuld sagen: »Tut mir leid, gibt's Probleme?«

»So hab ich Glen noch nie erlebt«, bemerkte Godley amüsiert.

»Ich hab ihn noch nicht mal fluchen hören.«

»Josh hat die Gabe, das Profane aus den Menschen herauszulocken.«

»Mal ganz vorsichtig ausgedrückt.«

Godley warf mir einen raschen Blick zu. »Sie haben doch kein Problem mit ihm, oder?«

»Ich hab mich langsam dran gewöhnt. Aber wenn er mit Philip Kennford redet, möchte ich lieber nicht dabei sein. Besonders teilnahmsvoll wird das bestimmt nicht ablaufen.«

»Deshalb ist er ja im Team. Ich hoffe darauf, dass er aus Kennford die Wahrheit herausbekommt. Ich werde das Gefühl nicht los, hier will mich jemand auf die falsche Fährte locken.« Godley schüttelte den Kopf. »Irgendwas stimmt hier nicht, aber ich weiß noch nicht, was.«

Ich schaute an ihm vorbei auf das tote junge Mädchen, das so verrenkt dalag und bei dem langsam die Leichenstarre einsetzte. Auch wenn ich es nicht aussprach, war für mich ganz offensichtlich, dass hier überhaupt nichts stimmte.

Kapitel 2

»Ich dachte, du wärst zu beschäftigt und kannst nicht mehr bleiben.« Derwent hatte die Hände in den Taschen versenkt und machte ein mürrisches Gesicht.

»Ich habe Zeit.« Godley sah auf die Uhr. »Zumindest noch so lange, dass ich mit Kennford und seiner Tochter sprechen kann.«

»Darum kann ich mich doch kümmern.« Derwents Miene wurde tatsächlich noch mürrischer. »Ist doch sonst nicht deine Art, dich im Licht der Öffentlichkeit zu sonnen, Chef.«

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Die Mediendichte hatte sich seit unserer Ankunft hier im Haus verdreifacht, wenn nicht sogar vervierfacht. Jeder, der kam oder ging, wurde sofort mit Fragen bombardiert. Als ich unvorsichtigerweise kurz zum Auto ging, um mein Notizbuch zu holen, war es in grelles Kameralicht getaucht, und meine kurze Stippvisite bescherte den Nachrichtensendern mindestens dreißig Sekunden Stoff zur beliebigen Wiederholung. Immerhin steckten wir mitten im Sommerloch, wo weltweit nicht allzu viel passierte, aber die Klatschformate trotzdem weiter bedient werden mussten. Von einem Kriminaltechniker, der etwas später am Tatort eintraf, erfuhren wir, dass die Kennford-Morde schon überall als Spitzenmeldung liefen, obwohl kein Medienvertreter wissen konnte, was in diesem Haus vorgefallen war. Bisher hatten ja nicht einmal wir ein klares Bild davon.

»Lass gut sein. Ich bin ganz bestimmt nicht wegen

der Medienpräsenz noch hier. Sobald ich kann, mach ich mich davon.« Wieder sah er auf die Uhr. »Immerhin steht mein Name unter dem Polizeibericht, Josh. Ich muss erst wissen, in welche Richtung die Ermittlungen gehen, ehe ich sie dir anvertrauen kann. Und außerdem kenne ich Kennford.«

»Aber nicht besonders gut.«

»Immerhin grüßen wir uns.« Godley seufzte. »Ich an seiner Stelle würde vom Chefermittler schon erwarten, dass er sich die Zeit nimmt, wenigstens kurz nach den Überlebenden zu sehen. Das ist ja wohl das Mindeste, was ich tun kann.«

Der leitende Ermittlungsbeamte und oberste Chef war Godley. Und der nahm seine Aufgabe ausgesprochen ernst, egal wie viele Mordfälle er gerade auf dem Tisch hatte. Derwent wusste das sehr genau, weshalb ich ihn mit einem vielsagenden Blick bedachte. *Lass es einfach. Das wird sowieso nichts.*

»Lass mich das Mädchen vernehmen.«

»Wie ich schon sagte, dafür bist du der Falsche.« Godley lehnte sich gegen die Küchentür und öffnete sie einen Spalt. »Wir werden es kurz machen.«

Er hielt mir die Tür auf, und ich schob mich hastig hindurch, ohne noch einmal in Derwents mürrisches Gesicht zu sehen. Ich hatte ja nichts falsch gemacht und wollte mich deshalb auch nicht schuldig fühlen. Allenfalls ein bisschen nervös war ich ... Trotzdem würde es eine Retourkutsche geben, darauf konnte ich mich jetzt schon gefasst machen.

Sie saß am Küchentisch mit einer weißen Eichenholzplatte, an der problemlos zehn Leute Platz gefunden hätten. An ihrer Seite war eine Polizistin mit einer Zellstoffbox auf den Knien. Vor dem Mädchen stand die übliche

Tasse Tee. Sie dampfte und sah noch ganz unberührt aus. Die Haare hingen ihr vor dem Gesicht in dünnen Strahlen herab, und als ich den leichten Chlorgeruch wahrnahm, fiel mir ein, dass sie ja zuvor im Pool gewesen war. Sie hatte nach dem Schwimmen offenbar nicht geduscht, sich aber angezogen und trug jetzt eine Jeans und ein langärmliges Oberteil, das lose an ihrem schmalen Körper herabhing. Obwohl ich wusste, dass sie fünfzehn war, wirkte sie kaum älter als zwölf.

»Hallo Lydia.« Godley nahm sich einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. »Ich bin Superintendent Godley. Ich leite die Ermittlungen.«

Keine Antwort.

»Und das ist Detective Constable Kerrigan.«

Ich nahm ebenfalls am Tisch Platz und legte meine Hände mit verschränkten Fingern vor mir ab. Außerdem setzte ich ein freundliches Lächeln auf, was allerdings vollkommen überflüssig war, denn Lydia schaute trotz Godleys Bemühungen nicht einmal auf.

Nach einer Weile wandte sich Godley an die uniformierte Beamtin und bedeutete ihr, mit uns ans andere Ende des Raumes zu kommen, wo Lydia uns nicht hören konnte. Die Polizistin war über vierzig, sah aber immer noch umwerfend aus – sorgfältig geschminkt, die Haare gekonnt blondiert. Sie trug einen Ehering, war vermutlich selbst Mutter und hatte deshalb die Aufgabe übertragen bekommen, sich um das Mädchen zu kümmern. »Alles in Ordnung mit ihr?«

»Kann man so nicht sagen«, antwortete sie leise. »Der Arzt musste ihr was zur Beruhigung geben. Seitdem sagt sie gar nichts mehr.«

Godley nickte. »Dann können wir uns die Vernehmung jetzt sparen. Hat sie sich vor dem Beruhigungs-

mittel Ihnen gegenüber geäußert? Ist ihr irgendwas aufgefallen?»

Die Beamtin schüttelte den Kopf. »Angeblich nicht. Sie war ja schwimmen und hatte den Kopf unter Wasser. Da ist es nachvollziehbar, dass sie nichts mitbekommen hat.«

»Na ja, es war ein Versuch. Wenn sie etwas gesehen hätte, wäre das auf jeden Fall wichtig für uns gewesen.« Mit zusammengepressten Lippen schaute er zu ihr hinüber. »Trotzdem ist es ärgerlich. Ich wüsste schon sehr gern, was sie über ihre Mutter und ihre Schwester und den Tod der beiden denkt.«

»Ich nehme an, sie versucht so wenig wie möglich daran zu denken«, warf ich ein. Das Mädchen machte auf mich den Eindruck, dass sie jemanden brauchte, der sich für sie einsetzte und sie schützte. Sie war wie erstarrt, nur gelegentlich durchfuhr ein Schauer ihren ganzen Körper. Ich wagte mir nicht vorzustellen, wie es sein musste, wenn man seine Mutter und Schwester so vorfand. Ich wusste auch nicht, wie sie mit dieser Erinnerung zurechtkommen sollte, wenn das Beruhigungsmittel erst einmal nachließ. Auch wenn sie keine körperlichen Verletzungen erlitten hatte, hieß das noch lange nicht, dass sie auch seelisch unversehrt war.

»Hätte der Arzt nicht noch ein bisschen damit warten können?»

Die uniformierte Kollegin machte ein genauso entsetztes Gesicht wie ich. Normalerweise war Godley nicht so unerbittlich, aber er stand enorm unter Druck – was die Frage allerdings auch nicht angenehmer machte.

»Tja, Sie haben sie vorher nicht gesehen. Sie war total hysterisch und hat nur geschrien.« Die Polizistin schauderte. »Man hätte überhaupt nichts aus ihr rausbekommen. Als ich sie gefragt habe, ob sie etwas gesehen oder

gehört hat, konnte sie gerade mal den Kopf schütteln. Dabei musste ich ihr die Frage aber mindestens hundertmal stellen.«

Jetzt kam mir meine Erfahrung in Sachen Derwent-Besänftigung zugute. »Das ist doch nicht weiter schlimm. Wir reden einfach später noch mal mit ihr. Außerdem wollen wir ja auch noch Kennford vernehmen.«

Godley lachte sarkastisch auf. »Na, setzen Sie mal lieber keine allzu großen Hoffnungen darauf.«

»Aber er wird uns doch unterstützen wollen, oder nicht?«

»Darauf würde ich mich nicht unbedingt verlassen.« Godley sah zu mir herunter, starrte aber irgendwie ins Leere. »Manche Leute können gar nicht anders als lügen.«

»Und so einer ist Philip Kennford?«, fragte ich.

»Philip Kennford ist der größte Lügner von allen.«

Für einen Mann, der soeben seine Frau und seine Tochter verloren hatte und der sich gerade davon erholte, dass er bewusstlos geschlagen wurde, wirkte Philip Kennford erstaunlich gefasst. Er hatte einige Stunden warten müssen, bis wir Gelegenheit hatten, ihn zu vernehmen, aber diese Verzögerung schien ihn nicht weiter zu stören. Der Verband an seiner Stirn tat seinem aristokratischen Äußeren kaum Abbruch: markante Nase, stechend blaue Augen und kräftiges grau-schwarzes Haar, das er geringfügig länger trug, als ich erwartet hätte, und das sich über seinen Hemdkragen wellte. In seinem Gesicht mit den scharfgeschnittenen Zügen und vollen Lippen deutete nichts auf Schwäche hin. Er war auffallend attraktiv und wirkte deutlich jünger als 45. Früher war er bestimmt ausgesprochen sportlich gewesen und achtete immer noch darauf, in Form zu bleiben. Er trug Jeans und Polohemd – beides

makellos – und war barfuß. Ich fragte mich, ob das einfach Gewohnheit war, oder ob er stärker mitgenommen war, als es den Anschein hatte.

Er saß in einem Ohrensessel mit Lederbezug – das mit Abstand altertümlichste Möbelstück, das ich in diesem Haus bislang gesehen hatte – und lehnte sich darin zurück, als wäre er viel zu erschöpft, um auch nur ans Aufstehen zu denken. Die Beine hatte er übereinandergeschlagen und wippte langsam und bedächtig mit dem oberen Fuß. In einer Hand hielt er eine Zigarette, von der eine dünne blaue Rauchwolke in die ohnehin schon stickige Luft des Arbeitszimmers aufstieg, die andere Hand lag auf dem Kopf eines schwarz-weißen Collies. Die Hündin drückte sich eng an ihn und rührte sich auch nicht von der Stelle, als wir hereinkamen und uns im Halbkreis vor ihr aufbauten. Sie verdrehte den Kopf so sehr nach uns, dass das Weiße in ihren Augen sichtbar wurde. Obwohl ich Hunde eigentlich ganz gern mochte, waren mir Collies immer zu unberechenbar und kamen mir leicht irre vor. Deshalb wäre es mir ebenso wenig in den Sinn gekommen, sie zu streicheln, wie ich meine Hand freiwillig ins Feuer gehalten hätte.

Während Godley sich in höflichen Vorreden erging, nutzte ich die Gelegenheit und sah mich ein bisschen im Zimmer um. Ich fühlte mich wie in einem vollkommen anderen Haus – es erinnerte eher an den typisch englischen Landhausstil und nicht an den minimalistischen Zeitgeist-Chic aus den übrigen Räumen. An den Wänden standen Regale mit in Leder gebundenen Büchern, und ansonsten dominierte den Raum ein riesiger Mahagoni-Schreibtisch. Über dem Kamin hing ein sentimentales Ölgemälde aus viktorianischer Zeit, auf dem ein in Lumpen gehüllter Knabe zwei Uniformierten in die Hände gefal-

len war, während seine Mutter im Hintergrund weinte und wehklagte. Vor ihm auf der Erde lag ein offenbar gestohlenen Brot, und hinter der Personengruppe ließ eine kärgliche Hütte auf bittere Armut schließen. Bei näherem Hinsehen konnte ich auf dem goldenen Schild am Rahmen den Titel *In Gewahrsam* lesen, und ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass so etwas jener Person gefiel, die dem abstrakt-geometrischen Wandteppich etwas abgewinnen konnte. Das hier war eindeutig Kennfords Reich. Bis zur Schwelle seines Arbeitszimmers hatte offensichtlich seine Frau bei der Einrichtung freie Hand gehabt, aber ab hier zählte einzig und allein sein Geschmack.

»Das sieht aber gar nicht gut aus.« Godley stand dicht neben Kennford und betrachtete gerade dessen Fuß näher. Ich versuchte etwas zu erkennen und sah zahlreiche Schnittwunden an Kennfords Fußsohle. Die Haut ringsherum war rötlich verfärbt und geschwollen, sodass es nur allzu verständlich war, dass er keine Schuhe und Strümpfe trug.

»Wird mich nicht gleich umbringen. Auf dem Fußboden in meinem Schlafzimmer lagen Glasscherben, was ich allerdings zu spät bemerkt habe.« Kennford hatte eine tiefe, wohlklingende Stimme, doch seinen Vokalen fehlte die typische Privatschul-Modulation, wie man sie normalerweise bei Topanwälden fand. Stattdessen sprach er einen leichten Yorkshire-Dialekt, was ihm bei mir sofort Sympathiepunkte eintrug, weil ich zum einen den Klang mochte und es zum anderen schätzte, wenn jemand die Sprache seiner Heimat nicht abgelegt hatte.

»Dumm gelaufen«, bemerkte Derwent.

»Hab in letzter Zeit schon Schlimmeres erlebt.« Er lächelte schwach, um seinen Worten die Schärfe zu neh-



Jane Casey

Die Blender

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38011-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2014

Hinter schillernden Fassaden klatft ein bodenloser Abrund

Philip Kennford führt ein Leben wie aus einem Hochglanzmagazin: ein atemberaubendes Haus mit riesigem Pool, rauschende Partys mit den Reichen und Schönen Londons ... Doch hinter der schillernden Fassade – nichts als Unrat. Als seine Frau und eine der Zwillingstöchter in den eigenen vier Wänden brutal ermordet werden, bleiben er und die schwer traumatisierte Tochter Lydia zurück. Sie will nichts von dem Überfall mitbekommen haben, obwohl sie vor Ort war. Doch bei den Kennfords gehören Schweigen und Wegsehen immer schon zur Überlebensstrategie ...